

Seit der Antike gilt der Krieg als Apotheose reiner Männlichkeit. Doch „in echt“ haben auch Frauen Kriege befehligt, in Kriegen gekämpft, aktiv gehandelt – und vor allem gelitten. Ein Gastkommentar.

Anfang und Ende eines Männertraums

Für Viktor O. in unserem östlichen Nachbarland hat sich ein Traum erfüllt. Das Gerede von alternativen Geschlechterrollen und Lebensformen in Europa ist vorbei. Männer tun endlich wieder, was richtige Männer tun: Sie tragen Kampfanzüge und Waffen, töten und sterben, sie führen Krieg. Den Traum von Viktor O. haben viele Burschen und Männer geträumt: einmal mit Maschinengewehr im Anschlag durch Häuserzeilen laufen, sich von Ruine zu Ruine vorarbeiten, die Handgranate immer bereit im Gürtel, oder, je nach Voraussetzung im Menü, auch im Panzer sitzen: Millionen männliche Gamer haben viele Stunden damit verbracht. Und sich dabei in einer Welt der Temposchwellen und Gendersternchen als echte Männer fühlen können, versetzt in eine Umgebung, in der Männer noch Männer sein können. Wladimir P. hat ihren Traum Wirklichkeit werden lassen. Zumindest fast, immerhin sitzen die meisten noch halbwegs sicher diesseits des Vorhangs der NATO. Viktor O. und seine Brüder im Geiste sind soeben vom Lärm der Kampfhubschrauber aus ihrem Traum aufgeweckt worden und sehen, dass ihr großes Vorbild nur wenige Kilometer vor ihren Grenzen steht. Sie erkennen plötzlich, dass seine Opfer keine Leben nachkaufen können im Playstation-Store – und dass dieser Männertraum tote Frauen und Kinder inkludiert, die bald ihre eigenen sein könnten. Dream over.

Männer schmieden in Stahlgewittern

Der Krieg gilt seit der Antike als Apotheose reiner Männlichkeit. Nicht erst Benito M. und Adolf H. träumten davon, Jünglinge im Stahlgewitter zu echten Männern zu schmieden, schon Platon imaginierte in seiner *Politeia* ein rigides Regime, das Krieger heranzüchtet. Und wer wissen will, wie viele intelligente Männer im Sommer 1914 ihre Bubenträume verwirklicht sahen, braucht nur bei Stefan Zweig und seiner Welt von gestern im Kapitel „Die ersten Stunden des Krieges von 1914“ nachzulesen.

Was genau lässt alle diese Männer vom Krieg träumen? Krieg als Idee ist einfach. Einfach im wörtlichen Sinn als Vereinfachung komplexer Sachverhalte. Einmarschieren statt verhandeln heißt handeln statt denken und reden.

Krieg als Idee vereindeutigt Körper und ihre Rollen. Kriegerkörper sind nicht fluide, ihre Rolle ist klar: kämpfen, töten, sterben. Krieg als Idee schafft klare Verhältnisse: wir gegen die, Ethnie A gegen Ethnie B, Männer mit Waffen beschützen wehrlose Frauen. Krieg als Idee ist das Gegenteil von all den diskursiven Wirren und Mühsalen der Moderne, von der „dekadenten“ Lebensführung der Multioptionsgesellschaft, in der jeder jeden Tag jemand anderer sein darf oder gar muss. Im Krieg ist ein Mann ein Mann mit Waffe. Krieg als Idee ist die purste Inkarnation dessen, was in einer binären, essenziellistischen Weltdeutung seit Aristoteles



DIESSEITS
VON GUT
UND BÖSE

Von Theresia
Heimerl

„Krieg als Idee ist einfach. Einmarschieren statt verhandeln heißt handeln statt denken und reden.“

als „männlich“ gilt: aktives Handeln, Gestalten, Herrschen. Selbstredend, dass sich Thomas von Aquin und die ihm verpflichtete katholische Anthropologie dieser Deutung von Männlichkeit angeschlossen haben.

Krieg als Idee verweist die Frau auf ihren Platz – und der ist nicht am Verhandlungstisch, nicht am Rednerpult, schon gar nicht in der Regierungsverantwortung. Im Krieg als Idee muss es keinem Mann mehr peinlich sein, eine Frau zu übersehen – sie wird (endlich wieder) dort sein, wo sie hingehört: zu Hause, Söhne als künftige Krieger gebärend. Im Krieg als Idee (oder Videogame) sind Männer unter sich und

können ganz ungeniert darüber reden, wer den Größten, Pardon, die größte Rakete hat.

Und jetzt wissen es Viktor O. und seine Kombattanten: Wladimir P. hat die größte Rakete. Die lustige Männerrunde am Spieltisch hat sich als düsteres Gruselkabinett von Wiedergängern des Kalten Krieges und Ort vulgärer Demütigungen erwiesen, in dem den Kleinen vorlaufender Kamera die Hosen heruntergezogen werden. Krieg als Männerfantase konsequent zu Ende geträumt heißt nämlich auch: Mann gegen Mann, bis nur mehr einer übrig bleibt.

Zerrissene Körper haben kein Geschlecht

Doch Krieg „in echt“, abseits stahlgewitternder Imaginationen mit Reset-Knopf, war nie Männersache. An keiner Front. Frauen haben Kriege befehligt und in Kriegen gekämpft. Vor allem aber haben Frauen in Kriegen gelitten: allein mit den Kindern und Alten, in permanenter Angst um Haus und Leben und das, was männliche Kriegsträumer als „weibliche Ehre und Tugend“ erachten. Krieg als Realität ist das Gegenteil von Klarheit und Ordnung, von eindeutigen Rollen und Verantwortlichkeiten. Krieg ist unübersichtlich, er macht jede Minute unsicher, Rauch und Staub verschlucken jede Klarheit. Zerrissene Körper haben kein eindeutiges Geschlecht mehr, sie sind der dunkelste Zerrspiegel der „Gender“-Ängste des Viktor O. und seiner Komplizen. Frauen sind und tun im Krieg all das, was sie in essenziellistischen Idealen nicht sind und tun: Sie handeln aktiv, wenn sie das Leben im Krieg für ihre Angehörigen organisieren, sie gestalten den Mangel und den Verlust, sie beherrschen sich angesichts gefallener Männer und weinender Kinder.

Viktor O. und seine Freunde auf der ganzen Welt dürften jetzt tun, wovon sie geträumt haben: kämpfen. Für die Ordnung, in der sie sich trotz allen Gemeckers so komfortabel eingerichtet haben. Gegen das Chaos, das Männerträume in der Realität über sie und ihre Länder und Familien bringen. Hoffentlich sind sie dabei als „echte Männer“ zumindest so tapfer wie die Frauen und Kinder im Krieg.

Die Autorin lehrt Religionswissenschaft und ist Studiendekanin an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz.



QUINT-
ESSENZ

Von Brigitte Quint

Was folgen wird

Wo habe ich das gelesen? Wer hat das gesagt? Dass, wenn man glaube, man verliere den Boden unter den Füßen, nicht wisse, wie es weitergehe, trotzdem Morgen für Morgen die Sonne aufgehe. Und ab März, da neigt sich ihr die Nordhalbkugel entgegen. Also unser Stück Erde, auf dem wir leben. Lebewohl der schier endlos erscheinenden grauen Jahreszeit. Ein Willkommen dem Licht, das sich verändert, von nun an länger verweilt und heller aufscheint. Auch die Vögel, die zwitschern, und die Luft, ja, die riecht nach Frühling.

Auch wenn ich die Herkunft dieser Worte nicht mehr genau zuordnen kann (ich tippe ja fast auf meine Freundin Andrea), so ist mir doch in Erinnerung, dass sie mich geträumt haben. In einer Zeit, in der ich traurig war, mit der Welt gehadert habe.

Egal was ist, die Sonne geht auf, der Frühling setzt sich am Ende immer wieder durch. Es ist diese Vorstellung, die sich seither einzementiert hat in meinen Kopf. Sie ist so unstrittig und gleichermaßen unverhandelbar. Kein Diktator, kein Virus, keine Ungerechtigkeit, keine Krankheit, kein Schicksalsschlag, ja nicht einmal der Tod kann daran etwas ändern. Tag und Nacht. Helligkeit und Dunkelheit. Wärme und Kälte. Ich kann mich darauf verlassen, dass das eine auf das andere folgen wird.

Ich wünschte, ich hätte auch die richtigen Worte für meine Freundin Mariya. So wie Andrea für mich. Sie ist in Wien, ihre Familie ist in der Ukraine. Ihre Angehörigen haben es nicht mehr geschafft. Meine Freundin ist traurig, hadert mit der Welt. Und ich bin sprachlos. Seit Tagen bin ich sprachlos. Daher schweigen wir. Wir gehen hinaus. Betrachten das Licht. Morgen kommt ein neuer Tag. Das ist das Einzige, das wir mit Sicherheit wissen.

ZUGESPITZT

Es lebe die Venus!

Auch wenn sich ein Ex-Bundeskanzler abfällig über die Steinzeit geäußert hat, sollten wir überlegen, ob wir nicht Impulse von ihr erhalten könnten. Zumal ihr Erbe in den Mechanismen unseres Körpers abgelegt ist. Magersuchtmotivets etwa waren damals nicht *en vogue*. Stattdessen bewunderte man üppige Leibesfülle. Man sieht das an der Venus von Willendorf, der „alten Dame“ der heimischen Museumslandschaft. Dass die rätselhafte Steinfigurine nicht wie bisher vermutet aus Österreich oder Tschechien, sondern aus Italien stammt, haben Forscher der Uni Wien nun nahegelegt: Am schönen Gardasee soll ihr Ursprung liegen. Steinzeitliche Jäger und Sammler hatten also schon eine jahrelange Fußreise zurückgelegt, bevor die Statue in der Wachau verlorenging und 1908, rund 30.000 Jahre später, ausgegraben wurde. Wir können davon ausgehen, dass die Steinzeitmenschen durch ihren Lebensstil von vielen schlechten Ideen abgehalten wurden. Wer sich viel bewegt, hat keine Energie für Gier oder Größenwahn. War die Venus damals ein Glücksbringer? Die Forscher erfüllten sie mit fluoreszierendem Leuchten. Gerade jetzt ist sie ein Symbol der ganzen Menschheit. Denn ihre Brüste nähren das Leben, nicht den Tod.

Martin Tauss

NACHRUF

„Niemand geht freiwillig weg“

Knapp 102 Lebensjahre und einen Kardinal zum Sohn: Der Nachlass von Eleonore Schönborn ist so außergewöhnlich wie ihre Biografie. Diese begann am 14. April 1920 in Brünn. Geboren als Freiin von Doblhoff, heiratete sie mit 22 den Maler Hugo-Damian Schönborn, der im Krieg nach Stalingrad geschickt wurde und überlebte. Neun Monate nach einem Fronturlaub kam im Jänner 1945 ihr Sohn Christoph, heute Erzbischof von Wien, zur Welt – schon 1943 Sohn Philipp. Nach Kriegsende dann die dramatische Vertreibung infolge der Beneš-Dekrete, gefolgt von einer Odyssee, die im Vorarlberger Montafon endete, wo die Familie wieder zusammenkam.

Zwei weitere Kinder, Barbara und Michael, wurden geboren, die Ehe war jedoch glücklos, weshalb sich das Paar 1958 scheiden ließ. Eleonore machte Karriere bei einer Textilfirma in Bludenz, baute das Haus ihrer Familie in Schruns, engagierte sich aktiv in Pfarre und Lokalpolitik, wo sie Vorarlbergs erste Gemeinderätin wurde. Auf ihre Initiative entstanden Museen und ein Altenpflegeverein, wofür ihr das Land das Große Verdienstzeichen verlieh. Für Plattformen gegen Abschiebung integrierter Flüchtlingsfamilien war sie eine Fürsprecherin, wusste sie doch: „Niemand geht freiwillig von zu Hause weg.“

Und dann noch Schönborns lange Phase des Alters. Ihre Leidenschaft für das Jassen legte sie nie ab, saß auch nach dem 90er noch am Steuer und erlernte den Umgang mit E-Mail und Internet. Zuletzt in ihrer Bewegungsfähigkeit stark eingeschränkt und nahezu vollständ-



Foto: APA / Diemar Stiplovec

dig erblindet, attestierten ihr dennoch alle Bekannten weiterhin „hellen Geist“ und große Gelassenheit. Was sie nicht an weiterer Vortragstätigkeit hinderte – etwa über „Einsamkeit im Alter“. Weltweit berühmt wurde die alte Dame beim Konklave 2013, als sie erklärte, das Papstamt wäre „nichts für meinen Buben“. Mit ihren Gebeten seien ihre Gebete „ehrlicher“ geworden, sagte die gläubige Katholikin über sich selbst. Am 25. Februar verstarb Eleonore Schönborn nun im Kreis ihrer Familie. Ihr Sohn, der Kardinal, nannte seine Mutter eine „starke Frau“ und eine „faszinierende Persönlichkeit“. Oft habe sie ihn gemahnt, „dass die Mundwinkel oben bleiben, auch wenn einem gar nicht danach zumute ist.“

(Johannes Pernsteiner/Kathpress)

Vertriebene, Mutter vierer Kinder – darunter ein Kardinal –, Politikerin und Flüchtlingshelferin: Eleonore Schönborn ist im Alter von 102 Jahren gestorben.